



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schaper, Julius: Ein Versuch zu einem nationalen Epos

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Versuch zu einem nationalen Epos

Von Reichsgerichtsrat Julius Schaper



Deutschland, lange mißachtet, hat sich durch seine erfolgreiche Erhebung im Jahre 1870 zu dem Berufe emporgeschwungen, den die Kaiserproklamation in schlichten Worten zeichnete: zu dem Berufe, ein mächtiger Hort und Hüter des Friedens, der Wohlfahrt, der Freiheit und der Gesittung zu bleiben. Welche Wucht diesen Worten beimohnt, wissen die aus eigener Erfahrung, die das vergebliche Ringen des Vaterlandes im Jahre 1848 und darnach den Rückfall in äußerste Ohnmacht erlebt haben. In wunderbarem Glanze aber erglühn diese Worte bei dem Rückblick auf vergangne Jahrhunderte.

Deutschland hat sich den Beruf nicht völlig neu errungen, es hat ihn wieder gewonnen, freilich in veränderter Gestalt. Große Kaiser haben ihm ehemals in weitester Ausdehnung gedient. Dem trotz aller Zuthaten des Ehrgeizes und der Herrschsucht ruhte doch die sittliche, also die weltgeschichtlich bedeutsame Grundlage ihrer Machtstellung auf dem Gedanken, daß die höchsten Güter der Christenheit dem Schutze durch zwei Schwerter, daß sie der geistlichen Fürsorge des Papstes und dem weltlichen Arm des römischen Kaisers deutscher Nation anvertraut seien.

Diese Weltanschauung herrschte in den glorreichen Tagen Friedrichs des Rotbarts, die dem innern Leben unsrer Vorfahren jenen mächtigen und nachhaltigen Aufschwung verliehen, der sich in den herrlichsten Kunstschöpfungen verewigt hat. Noch aber war das Haus der Staufer nicht erloschen, als Deutschland seinem Berufe untreu zu werden begann. Trotz der Anstrengungen späterer Herrscher fiel es bald aus Zerrüttung in Zerrüttung. Kein Jahrhundert, das nicht blutigste Auseinandersetzungen gesehen hätte; keineswegs nur unter Machthabern, Fürsten und Herren; zahllose Städte hallten von dem Lärm der Bürgerwaffen wieder, auch Stadt und Land lagen oft in Fehde. So in Schwaben wie in Baiern, in Thüringen wie in Sachsen, im Elsaß und in Lothringen wie den Rhein entlang. Unaufhörlich wechselte der Anlaß zu erbittertem Streit, mochte es sich um religiöse, um politische, um soziale, um nachbarliche Angelegenheiten handeln, um Familienzwist oder ähnliches. Unaufhaltfam sank das Ansehen im Auslande. Ein Grenzstrich der Heimat

nach dem andern ward ihr entrissen. Der Gedanke, daß Deutschland als Gesamtheit noch einen Beruf innerhalb Europas beanspruchen dürfe, verfiel zuletzt der Lächerlichkeit, ja der Verfolgung.

Die Lebenskraft rettete sich allerdings in einzelne größere Staaten; doch leider nur, um fortgesetzt wieder in gegenseitigen Kämpfen erprobt zu werden. Selbst die durch den Beistand des mitleidenden Auslandes siegreichen Freiheitskriege: boten sie nicht bis in die Schlacht bei Leipzig hinein Kämpfe von Deutschen gegen Deutsche? Und war es 1866 anders?

Schier wie ein Wunder traf es daher die Mitlebenden, als im Juli 1870 die dem König Wilhelm von Preußen in Ems durch Frankreichs Regierung angethane Beleidigung sofort in Deutschland als eine dem gemeinsamen Vaterlande und jedem seiner Söhne zugefügte Schmach empfunden wurde. Darin trat mit blitzartiger Gewalt die Wirkung der nicht hoch genug zu preisenden Maßnahmen der Versöhnung zu Tage, die der König auf den Rat Bismarcks nach dem Kriege von 1866 in allen Richtungen ergriffen und aufs vortrefflichste durchgeführt hatte.

Nicht minder tiefgreifend zeigte sich alsbald der Einfluß der unvergleichlichen Kriegsführung und Staatsleitung auf das weitere Erstarken des Einheitsgefühls.

Durch die Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spichern wurden die Armeen Frankreichs vom Rhein weggedrängt. Was den Berichten darüber allenthalben einen unnennbaren Reiz verlieh, war die Einsicht in die gewaltigen Erfolge des einträchtigen Zusammenwirkens der heimatlichen, gleichmäßig kriegstüchtigen Stämme. Die vollendete Zuverlässigkeit der amtlichen Kriegsnachrichten gedieh schnell zur allgemeinen Überzeugung. Aller Augen lagen nun auf den Karten. Aus den Regimentsbezeichnungen wurde Weg und Steg und jede Kampfbeteiligung für die einzelnen Länder und Landesteile ohne weiteres erkennbar. Begierig gelesene Mitteilungen vom Kriegsschauplatz traten hinzu, sowohl in der Tagespresse, als auch in zahlreichen andern Veröffentlichungen. Allmählich bemächtigte sich ein Gefühl gegenseitiger Anerkennung und Begeisterung der Landsmannschaften für einander — aller für alle ohne Ausnahme —, dergleichen nie zuvor erhört war. So im Felde wie daheim. Hier entwickelte sich eine rastlose Thatkraft und Opferfreudigkeit, ein Wettstreit aller Stände, Alter, Geschlechter, ohne Unterschied des Glaubens oder der Glücksumstände, belebend, erhebend und nimmer ermüdend.

Infolge der Schlacht bei Sedan verbreitete sich die Hoffnung auf einen nahen Frieden fast allgemein. Erst die überraschend großartigen und einheitlichen Anstrengungen der Republik verhalfen der Überzeugung zum Durchbruch, daß der Krieg weit mehr bedeute, als ein verfehltes Rettungsmittel der Dynastie Napoleon, daß es sich vielmehr für die Franzosen als Nation um die Erhaltung lange gepflegter Vorrechte im Völkerverkehr handle.

Zu weitem Einsichten führten zahlreiche Veröffentlichungen, die den Namen Bismarcks trugen. Schon beim Beginn des Krieges waren sie höchst einflussreich geworden. Jedes seiner Worte wurde durch das allgemeine Vertrauen getragen. Mehr und mehr ergaben sich überraschende Aufschlüsse über die Stellung der auswärtigen Mächte. Keine von ihnen wagte diesmal, sich in den Kampf zu mischen oder ernstlich in die Friedensverhandlungen einzugreifen. Da erstarkte zusehends die Überzeugung, daß sich Deutschland nur fest zusammenschließen habe, um sich vor jeder Gefahr von außen her fortan schützen zu können. Wie eine Naturnotwendigkeit vollzog sich nunmehr die Herstellung des neuen Reiches.

Bismarck hat es vermocht, dessen Neubau sicher zu gründen und ihn für alle Beteiligten wohnlich einzurichten. Niemals in der Weltgeschichte ist eine ähnliche Bildung in gleichem Umfange der innersten Volksseele entsprossen.

Daselbe gilt von der Übertragung der Krone auf das Herrschergeschlecht, dem der Leiter des Ganzen, die Führer einzelner Armeen und größerer Heeres- teile angehörten, und das bereits im Laufe der Jahrhunderte mutigste und aufopferndste Anstrengungen gemacht hatte, um den Namen der Deutschen in Ehren zu erhalten, darnach ihn wieder zu Ehren zu bringen.

Alle Zeitgenossen standen unter dem Zauber des Bewußtseins, ein welt- geschichtliches Ereignis ersten Ranges zu erleben. Jeder war beglückt, in bescheidenster Weise mitwirken zu können. Vermöge des Glanzes der Eintracht und ihres Segens überstrahlte das Morgenrot einer neuen Zeit alle Weiten der Vergangenheit. Trotz herber Verluste und schwerer Erschütterungen blieb die Stimmung in einer Weise gehoben, als entfaltete sich eine wunderbare Dichtung von Tag zu Tag fesselnder und lebensvoller.

Sollte es nicht möglich sein, ein in sich geschlossenes, treues Bild der Erhebungstage den Nachkommen zu überliefern? Galt müssen die Farben sein. Darum wendet sich der fragende Blick unwillkürlich zu der Darstellungsform, der die Bestimmung innewohnt, weltgeschichtlich bedeutsame Begebenheiten in dichterischer Abrundung vor Augen zu führen: zum Epos.

Aber nicht zum Heldenepos im engeren Sinne, das einen Einzelnen um seiner Thaten willen über die Zeitgenossen erhebt. Huldigungen solcher Art würde niemand ernster abgelehnt haben, als der verehrungswürdigste Held unsrer Zeit, als König und Kaiser Wilhelm I. In der Tiefe seines Gemütes herrschte in unverwirrbarer Klarheit der Wille, nach bestem Vermögen und mit allen Kräften seine Pflicht vor Gott und dem Vaterlande zu erfüllen. Er meinte damit nicht im mindesten etwas besondres zu leisten. Der Adel seiner Seele setzte bei jedem andern für seinen Pflichtenkreis die gleiche Gesinnung, die gleiche Thatkraft voraus. In diesem Sinne allerdings erscheint er wie ein leuchtendes Vorbild des Heldentums der Neuzeit, das sich nicht mehr im Speerwerfen, im Lanzenstechen und im Zweikampf bethätigt, wohl aber in der Entschlossenheit, Gut und Blut und Leben zu lassen, nicht zum

eigenen Ruhm, sondern zum Besten der Brüder. Ein vollwichtiges Wort war es, wenn der König seine Mitkämpfer bis zum geringsten Soldaten hinab als Waffenbrüder begrüßte. Unüberschaubar ist aber auch die Fülle von Einzeltugenden hochherziger Tapferkeit und Treue. Nichts berührt dabei so wohlthuend wie die Wahrnehmung ihrer gleichmäßigen Verteilung auf alle deutschen Lande, Stämme und Stände. Eine annähernd gerechte Auswahl des Bedeutsamsten erheischt außerordentliche Mühe.

Eine stattliche Anzahl hervorragendster Fürsten Deutschlands wurde nicht müde, in der Weise des Königs heldenhafte und edle Gefinnungen fort und fort in Thatkraft zu bewähren.

Als Helden eigenster Art aber treten Moltke und Bismarck in den Vordergrund. Ihr Wirken erweckte immer von neuem das Staunen der Mitwelt. Es wäre schlimm bestellt um die Dichtkunst, wenn es ihr nicht gelingen sollte, ihre Gestalten im Höhepunkt ihres thatenreichen Lebens den Nachkommen anschaulich vor Augen zu führen.

Eben das muß aber auch gesagt werden im Hinblick auf die daheim während des Krieges unter der Leitung von Fürstinnen durch Frauen und Jungfrauen sowie durch Männer aller Stände entwickelte unermüdlige und umsichtige Arbeit zum Besten aller Hilfsbedürftigen, der Männer im Felde, der zurückgelassenen Angehörigen, der Verwundeten, der Hinterbliebenen Gefallener. Auch kein Armer wurde vergessen.

Eben das gilt endlich für zahlreiche zum Teil höchst wunderbare Tugenden des Geschickes, von denen teils Einzelne, teils Geschlechter in eigentümlichen Verkettungen betroffen worden sind.

So drängt sich ein überquellender Reichtum episodischer Bilder in das Hauptgemälde. Und dieses wiederum tritt ins rechte Licht erst durch das nicht minder üppig ausgestattete Gegenbild, das Frankreich damals bot. Noch mehr: in die volle Beleuchtung des weltgeschichtlich bedeutsamsten Vorganges kann die Erhebung Deutschlands zur Einheit gar nicht anders gerückt werden als durch ein zweites großartiges Gegenbild, das die vergangenen Jahrhunderte bieten, jene Zeiten insbesondre des stetig zunehmenden Verfalles unter der Vorherrschaft der Zwietracht.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Und doch: wäre es möglich, die schwungvollste und erfolgreichste innere und äußere Erhebung des Vaterlandes in ihrem reinen und hellen Glanze darzustellen, wahrlich, es wäre wert, nicht nur Mußestunden, nein, des Lebens Vollkraft dranzusetzen.

Aber wie? Beruht nicht die ganze bisherige Betrachtung auf dilettantisch phantastischen Illusionen? Ist jemals in einem Volke ähnliches unternommen worden? Ist zur Zeit ein wahrheitsgetreues Gemälde auch nur möglich? Und könnte es den geringsten Kunstwert als Dichtung beanspruchen? Fehlt es nicht gänzlich an dem Zauber der Sage und des Mythos?

Hierauf wäre zunächst mit der Gegenfrage zu antworten: War es jemals einem Volke beschieden, ähnliches zu erleben? Nach siebenhundert Jahren der Zwietracht sieben Monate der Eintracht, und welch ein Erfolg! Wie steht es jetzt? Hebt nicht die Zwietracht ihr Haupt wieder, um in veränderter Gestalt die verlorene Vorherrschaft an sich zu reißen? Gelänge ihr das, dann wehe dir, deutsches Vaterland!

Und weiter: mit Recht wird es als eine der schönsten Aufgaben für die Dichter gepriesen, das Bedeutendste, Ergreifendste im Leben der Zeitgenossen geistig zu erfassen und mit allen Reizen der Schönheit geschmückt zu veranschaulichen. Warum das Auge des Epikers wegdrängen, wenn sich Völkergeschicke von unvergleichlicher Großartigkeit erfüllen? Warum auch die Wandlungen unbeachtet lassen, die sich in der Schilderung der Zeitgeschichte vollzogen haben? Wann hat je die Presse zuvor auch nur annähernd in gleichem Maße ersprießlich zu wirken vermocht? Schon während des Krieges, nicht minder darnach. Das Bestreben, der Wahrheit zu dienen, durchzieht die Veröffentlichungen in bewundernswerter Weise, vielfach auch auf französischer Seite. Die Fülle der vortrefflichsten Mitteilungen ist kaum beherrschbar schon für die Mitlebenden. Konnte ihnen, konnte den Nachkommen ein in allen Hauptfachen zuverlässigeres Werk geboten werden, als das des Generalstabes?

Vieles freilich wird noch im Dunkeln bleiben, was geheimnisvoll in den Archiven der Kabinette und in sonstigen Korrespondenzen ruht. Was aber hat das zu thun mit der Stimmung, mit der gewaltigen Spannung, die zur Zeit der Erhebung das Volksleben beherrschte, mit dem Schwunge, der damals den Volksgeist hoch hinaushob über alles, was Deutschland je gesehen? Soll die Erinnerung daran durch brausende Stürme von Feindseligkeiten verweht werden?

Einer sagenhaften Verschönerung und Ausschmückung bedürfen jene Tage nicht. Wäre das der Fall, dann freilich wäre jede Hoffnung auf dichterische Darstellung der machtvollsten deutschen Kraftentwicklung aufzugeben. Die Sage lebt nicht in Büchern; mit dem frei schaffenden Sinnen des Volkes steht sie im Verkehr und flieht die schreibenden Geschlechter. Neubildungen werden jetzt erstickt durch die Kritik, die Wissenschaft, den Zug der allgemeinen Geistesrichtung, die Überstürzung, in der sich die Ereignisse drängen. Sonst müßte sich die erzählende Volksdichtung wenigstens einer so erklärten Lieblingsgestalt wie der Königin Luise bemächtigt haben.

Und doch: selbst der Reiz der Sage im Bunde mit dem Mythos fehlt der neuesten Erhebung Deutschlands nicht. Nur muß ihre weltgeschichtliche Bedeutung fest im Auge behalten werden.

Durch alle Jahrhunderte des Verfalls hindurch ist der Volksgeist gewisser Gegenden geschäftig geblieben, die Verheißung einer Auferstehung entschwundner Pracht aus den Ahnungen des Volkes nicht verschwinden zu lassen. Er be-

währte sogar eine belebende Kraft noch in der Neuzeit unter Anwohnern des Harzes, als im Jahre 1840 der Ruf der Franzosen nach dem linken Rheinufer erscholl. Napoleon sollte sein Grab verlassen haben, um den Rotbart aus dem Kyffhäuser zu vertreiben; doch dieser siegte. An sich höchst bezeichnend, daß an ihm, nicht an Otto dem Großen, an Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen der Volksglaube festgehalten hat, an ihm als dem letzten echt deutschen Volkskönige.

In merkwürdiger Weise tritt darin zugleich die Tiefe des Volksbewußtseins von dem innigen Zusammenhange zu Tage, worin die Gestaltung unsrer Lebensverhältnisse mit unsern Vorfahren selbst weit entfernter Tage steht. Nicht minder offenbart sich da der Glaube an die unverwüßliche Treue, mit der wiederum auch unsre Vorfahren fort und fort in ihrem Sinnen und Denken uns nahe, uns hilfsbereit bleiben. Endlich giebt es wohl kaum einen anziehenderen Beweis für die Unererschütterlichkeit der Überzeugung, daß dem deutschen Volke eine sittliche Bestimmung, ein besondrer Beruf inmitten der Christenheit beschieden sei, den es in anderer Weise als bisher zu erfüllen haben werde. So wird denn auch trotz aller Wandlungen der Volksglaube Bestand behalten, daß der Allmächtige nicht müde wird, durch unsichtbare Sendlinge auf die Geschicke des Vaterlandes und seiner Söhne einzuwirken.

Den geistigen Gehalt mythischer Vorstellungen, den Glauben an die göttliche Leitung der menschlichen Lebensfügungen läßt sich kein Volk auf die Dauer rauben. Nur prägt er sich in wechselnden Anschauungen aus. Haben diese die sinnliche Pracht von Götterkreisen der Griechen, der Römer, der alten Germanen verloren, so haben sie doch unendlich gewonnen an innerm Wert durch das Christentum. Es gehört zu den weisevollsten Aufgaben der Dichtkunst, im Anhalt an große Vorbilder sie volkstümlich zur Darstellung zu bringen.

Neue, ernsteste Anforderungen! Wer soll ihnen gerecht werden? Die Kraft eines Einzelnen reicht dazu nicht aus. Doch ist an ein gleichartiges Wirken von Rhapsoden der deutschen Volksstämme weder jetzt noch in Zukunft zu denken.

Eine andre Aussicht eröffnet sich im Hinblick auf die Tellsage, die Faustsage. Wie viele Bearbeitungen hatten sie erfahren, bevor — in politisch trostlosen Jahren — Schiller und Goethe ihnen Gestaltungen gaben, die der Deutsche wie Heiligthümer festhalten wird in alle Ewigkeit. Der Kyffhäusersage, ihrem Tieffinn, ihrer wundersamen Dauer, ihrer staunenswerten Erfüllung wird sich der deutsche Dichtergeist immer wieder ebenso lebhaft zuwenden, wie dem Glanze des vaterländischen Lebens zur Zeit seiner vereinten Erhebung. Der vollendende Genius wird nicht ausbleiben. Ein unvergängliches Denkmal soll er und wird er setzen der Reinheit, Hoheit und Macht der Gesinnungen, denen das neue Reich seinen Ursprung verdankt.

Muß nicht gewagt werden, ihm vorzuarbeiten, ihm die Stufen zu legen, auf denen er emporsteigen kann, um alle Höhen und Tiefen zu überschauen? Muß es nicht gewagt werden, Zeichnungen von Einzelgestalten nach dem Leben ebenso wie vom wechselvollen Zusammenwirken der Stammesgenossen zu entwerfen, Licht und Schatten im Völkergetriebe planvoll zu verteilen, die sprechendsten Farben zu finden und reiche Bilder aneinander zu reihen, auf daß ein Gesamtgemälde entstehen könne, das der Größe der Zeit entspricht und doch durch Anschaulichkeit und Anmut anzieht?

In den Kreis der Wagenden ist auch der Verfasser dieser Zeilen getreten, und seine Arbeit ist aus der Stille des Hauses, aus den Wandelgängen der Freundschaft, aus den Hallen des Wohlwollens hinausgewandert in die Öffentlichkeit. Dies wird erwähnt, weil noch ein schwierigster Punkt der Besprechung harret. Nur auf dem Wege der Probe und Erfahrung läßt er sich regeln. Er betrifft die Versbildung.

Die neuere deutsche Sprache hat für die Epik keine allgemein anerkannte Versform. Der Hexameter kann nicht heimisch werden, dem fünffüßigen Sambus in seinen mehrfachen Gestaltungen fehlt es an Breite und Beweglichkeit, um einen gegebenen Stoff von gewaltigem Umfange und Inhalt in sich aufzunehmen. Der Verfasser hat daher der Nibelungenstrophe als Grundform den Vorzug gegeben.

Zwei Hindernisse aber stellen sich der unmittelbaren Anwendung entgegen: zunächst die geringe Zahl edler männlicher Reime in der heutigen Sprache, sodann deren Reichthum an daktylischen Bildungen, sowie die Vielgestaltigkeit unentbehrlicher technischer Ausdrücke und insbesondre vieler Namen. Nur für die dritte und vierte Zeile ist daher die Grundform beibehalten, für die erste und zweite Zeile sind deren Hälften umgestellt und so für weibliche Reime Raum gewonnen. Außerdem aber sind da, wo nur eine Senkung zwischen zwei zu stehen pflegte, nach Bedürfnis zwei Senkungen eingereicht. Durch beide Änderungen ist zugleich der Eintönigkeit entgegengewirkt, da Mittel der ältern Zeit hierzu nicht mehr verwendbar erschienen. Alles freilich kam nun darauf an, dem Geist aller deutschen Dichtung entsprechend die Verse überall so zu gestalten, daß sich lediglich vermöge der singemäßen Betonung die Hebungen als die Träger der Wellenbewegung unmittelbar und mühelos hörbar machen.

Möchte die gebotene Anregung zur Förderung der Zuversicht dienen, daß eine dichterische Aufgabe von edelster Art und echtestem deutschem Gepräge nicht als unlösbar abzulehnen sei; möchte sich die Anregung trotz aller jetzigen Wirren nicht unwirksam in einer Zeit erweisen, in der viele lebendige Quellen der Begeisterung noch ungetrübt fließen aus den Tagen der Auferstehung des deutschen Reiches!

*) Die Auferstehung des deutschen Reiches. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1891.